

Laudatio für Alexander Krichel anlässlich der Verleihung des Förderpreises der Kulturstiftung Dortmund am 20. März 2015

2014

Musik

Alexander Krichel

Pianist

Laudator

Franz Willnauer

**Meine sehr verehrten Damen und Herren,
sehr verehrter Herr Michalski, sehr verehrter Herr Vogt, lieber Herr Krichel,**

„bitte nehmen Sie es mir nicht übel, dass ich jetzt erst schreibe“, heißt es in einer Mail Alexander Krichels aus dem vergangenen Jahr, „ich hatte Ihnen ja gesagt, dass ich innerhalb von acht Tagen sieben Konzerte (mit unterschiedlichem Repertoire) in drei verschiedenen Ländern hatte. In der Zwischenzeit habe ich tatsächlich auch innerhalb von 24 Stunden die dritte Beethoven-Cellosonate (op. 69 in A-Dur, die mit dem synkopischen, schnellen Scherzo) gelernt, geprobt und gespielt. Es ist zur Zeit verrückt. Aber den Spaß an der Sache habe ich alles andere als verloren und ich freue mich immer wieder über neue Herausforderungen – auch wenn Sie jetzt vermutlich den Kopf schütteln, während Sie das lesen.“

In diesen wenigen Sätzen, meine sehr verehrten Damen und Herren, ist schon der ganze Krichel enthalten. Innerhalb von acht Tagen sieben Konzerte in drei Ländern: wenn das nicht reine Routine, fahrlässige Schluderei oder größenwahnsinniges Renommieren ist – und das alles ist es bei Alexander Krichel wahrlich nicht –, dann ist es ein Drahtseilakt für das Gedächtnis und ein Marathonlauf für die physischen Kräfte. Und ein so komplexes, technisch schwieriges und geistig anspruchsvolles Werk wie Beethovens A-Dur-Sonate binnen 24 Stunden zu lernen, zu proben und dann so souverän zu interpretieren, kann man nur als Husarenstück bezeichnen. Alexander Krichel spielt selbst das Internet schwindlig. Wer ihn googelt, hat Mühe, mit den Neuigkeiten nachzukommen: Debüt in London. Triumph in der Laeiszhalle Hamburg. Supersonic Music Award in Luxemburg. Live-Mitschnitt von Rachmaninows zweitem Klavierkonzert, dem Riesentanker der Spätromantik, für Sony in Dresden. Debüt im Wiener Konzerthaus – die Liste lässt sich noch lange fortsetzen.

Aber Krichel will damit nicht aufs Treppchen, er sieht sich selbst nicht – und wir sollten es auch nicht: ihn als Weltmeister der Tastenlöwen sehen, sondern als den jungen Ausnahmekünstler, der sich seines Könnens bewusst ist, „Spaß an der Sache“ hat und sich immer wieder neuen Herausforderungen stellt. Freude am Können, Lust am Gestalten, Mut zum Risiko – damit sind die wichtigsten Stichworte benannt, mit denen wir uns dem Phänomen dieses außergewöhnlichen Pianisten nähern wollen. Zunächst aber muss uns seine Vita beschäftigen.

Alexander Krichel wird 1989 in Hamburg geboren, sein Vater Ingenieur, seine Mutter eine promovierte Biologin aus Italien. Sie erteilt dem Sechsjährigen den ersten Klavierunterricht. Der Schüler Krichel ist eine ungewöhnliche Mehrfach-, Früh- und Hochbegabung. Er wird Preisträger beim Bundeswettbewerb Fremdsprachen und bei der Mathematik-Olympiade, beides bundesweite Wettbewerbe unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten; er gewinnt einen Preis beim Wettbewerb „Jugend forscht“ im Bereich Biologie. Er schafft sogar die Aufnahmeprüfung in die Förderklasse der William-Stern-Gesellschaft für hochbegabte Mathematiker an der Universität Hamburg mit Auszeichnung. Was fängt man mit so vielen Begabungen an? „Mein Kopf hat Medizin gesagt, mein Herz hat Musik gesagt“, verrät Krichel später. Die Entscheidung fällt für die Musik.



2004, mit 15 Jahren, beginnt Krichel das Klavierstudium an der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg als Jungstudent bei Ralf Nattkemper. Im gleichen Jahr siegt er in einem „Jugend musiziert“-Wettbewerb, ein Jahr später gewinnt er den ersten Preis beim Internationalen Steinway-Klavierwettbewerb. 2007, mit 18, erhält er den Schrader-Preis für die beste musikalische Leistung bei den Aufnahmeprüfungen an der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover, wo er Schüler von Wladimir Krainjew wird, den er bei einem Meisterkurs kennen gelernt hatte. Krainjew schärft Krichels Sinn für das, was man die „russische Klavierschule“ nennt – eine der bedeutendsten Interpretationsrichtungen der Klaviermusik des 19. und auch 20. Jahrhunderts. In die gleiche Richtung weisen ihn Meisterkurse bei Andrzej Jasiński, dem Lehrer von Krystian Zimerman, und Valentin Georghiu. Krainjew, sagt Krichel heute, hat ihm das Wichtigste überhaupt beigebracht: auf dem Klavier, das doch ein Perkussionsinstrument ist: zu singen. Als der verehrte Lehrer 2011 stirbt, wechselt Krichel an das Royal College of Music in London, wo er seither bei Dmitri Konstantinowitsch Alexejew studiert, den er nach langer Suche als den richtigen Nachfolger für seinen „Klaviergott“ Krainjew gefunden hat.

Schon während des Studiums in Hannover setzt Alexander Krichels Konzerttätigkeit ein, und bald schon debütiert er in den ehrwürdigen Musiktempeln Deutschlands: in der Hamburger Laeiszhalle, im Konzerthaus am Gendarmenmarkt in Berlin, im Münchner Herkulesaal, im Bonner Beethoven-Haus. Die ersten Festivals melden sich, Krichel tritt bei den Festspielen Mecklenburg-Vorpommern und beim Kissinger Sommer auf. Inzwischen füllt sein Name nicht nur die großen Konzertsäle bei uns, die Düsseldorfer Tonhalle, die Kölner Philharmonie, das Dresdner Schauspielhaus, sondern auch die Säle in Bukarest, London, Tokio und – in ein paar Tagen – in Wien, und die Festivals heißen nun Mozartfest in Würzburg und „Piano aux Jacobins“ in Toulouse. Da konnte das Fernsehen nicht länger warten. Für die vorjährige ZDF-Weihnachtssendung „Der Heilige und der Papst“ war Krichel nach Rom gereist, um in der 1200 Jahre alten Kapelle von San Pietro in Valle Franz Liszts „Vogelpredigt des Heiligen Franziskus von Assisi“ aufzunehmen, jenen – irreführend „Legende“ genannten – hochvirtuosen Tastenzauber, in dem Liszt alle Register der Klangmalerei zieht, um das spirituelle Geschehen anschaulich zu machen. Die Sendung wurde am 25. Dezember ausgestrahlt, unmittelbar nach dem Segen des Papstes „Urbi et Orbi“.

Damit ist das Stichwort gefallen, unter dem wir den Pianisten Alexander Krichel näher in Augenschein nehmen wollen: Franz Liszt. Es gibt augenfällige – eigentlich müsste man sagen: ohrenfällige – Verbindungen zwischen Franz Liszt und Alexander Krichel; die extreme Frühbegabung (ich scheue mich, vom Wunderkind zu sprechen) ist eine davon, das schier grenzenlose Eintauchen in das Werk eines einzigen Komponisten eine andere, die geradezu unheimliche technische Souveränität die dritte. Schon seine erste CD-Einspielung (inzwischen sind drei Krichel-CDs auf dem Markt und eine vierte, eine reine Rachmaninow-Platte, in Vorbereitung, und Sony hat mit ihm einen Exklusivvertrag geschlossen) ist eine reine Liszt-Platte. Das fand sogar Krichel selbst so ungewöhnlich, dass er dem Booklet ein Vorwort vorangestellt hat, in dem er seine Wahl rechtfertigt. Da gesteht er, dass es die h-moll-Ballade war, die zweite der Balladen aus Liszts Krisenjahren um 1850, jene abgründige, von der traurigen Geschichte von Hero und Leander inspirierte Tondichtung, die ihn dazu brachte, sich in Liszts Musik unsterblich zu verlieben. „Als ich das Stück mit 14 zum ersten Mal spielte“, schreibt Krichel in dem Booklet, „wurde mir klar, dass ich nicht leben könnte ohne Musik.“

Und weiter: „Wenn ein junger Künstler Liszt für sein CD-Debüt wählt, denkt man rasch: ‚Aha, da will uns einer seine virtuoson Fähigkeiten zeigen!‘ Aber ich habe mich für ihn entschieden ohne jede Absicht, Liszt in neuem Licht zu zeigen. ... War Liszt denn wirklich ‚nur‘ der profane, technisch brillante Virtuose, auf den er so oft reduziert wird, ein Komponist, der nichts anderes im Sinn hatte als anzugeben? Oder steckt nicht doch mehr hinter diesem Mann, der seine Inspiration in den hoch-emotionalen, ja tragischen Sonetten Petrarca's, in den unfassbar tiefgründigen, infernalischen Themen Dantes fand – und fähig war, sie in musikalische Formen zu gießen? Dienen die pianistischen, technischen Schwierigkeiten seiner Werke wirklich nur dem bloßen Effekt? Oder sind sie nicht doch Mittel zum Zweck, ein Versuch, das Publikum für seine Musik zu begeistern und ihm gleichzeitig den tieferen Sinn zu vermitteln?“ Indem er diese Fragen stellt, beantwortet sie Alexander Krichel auch ganz klar – mit seinem Klavierspiel.





Sein Spiel zu charakterisieren, ist leicht und schwer zugleich. Am auffälligsten ist wohl die gestochene klare Darstellung des Figurenwerks, der Motive, der thematischen Zusammenhänge. Noch in der Überwältigung der rauschenden Tonkaskaden behält dieser Pianist die Kontrolle über Gesamtarchitektur und Formverlauf. Intellektuelle Durchdringung der musikalischen Strukturen und emotionale Entbindung ihrer Inhalte, des „Eigentlichen“ an der Musik, halten sich eine perfekte Balance. Oder, wie er selbst es in einem Interview ausgedrückt hat: „Auf der Bühne braucht man einen kühlen Kopf, kühle Finger und ein heißes Herz.“ Aber auch: Was für ein Ohr, was für Nerven hat dieser junge Mann! Hat Alexander Krichel Vorbilder? Ich weiß es nicht. Sein Spiel erinnert bald an den glasklaren Friedrich Gulda, bald an den elementaren Edwin Fischer, bei dem Wildheit und Zartheit so nahe beieinander wohnen, wie sein Schüler Alfred Brendel einmal schrieb, es erinnert ein wenig auch an den eleganten Claudio Arrau und ganz von fern – das ist bei Krichels stilistischer Herkunft aus der russischen Klavierschule schließlich kein Wunder – an Svatoslav Richter. Große Namen – es ist so waghalsig wie berechtigt, den 25jährigen an ihnen zu messen.

Der Markt, von dem Krichel inzwischen unweigerlich vereinnahmt worden ist, hat damit freilich kein Problem. Man hat sein Spiel mit all den Klischees gefeiert, mit denen unser Musikbetrieb einem Ausnahmetalent gerecht zu werden versucht. Man hat es brillant und feurig genannt, federleicht modern und intellektuell kontrolliert; man hat seine Anschlagkultur und seine Phrasierungsbegabung gerühmt, ihm die „Kunst der emotionalen Mathematik“ angedichtet und ihn zum „romantischen Erzähler am Klavier“ ernannt. Seit ihm 2013 der ECHO-Klassik-Preis als „Nachwuchskünstler des Jahres“ verliehen wurde, ist aus dem Geheimtipp Krichel der Jungstar Krichel geworden. Sieben Konzerte binnen acht Tagen in drei Ländern – so sehen heute Karrieren aus. In der Tat ist dieser kometenhafte Aufstieg selbst in unserer an Blitzkarrieren und Blitzabstürzen reichen Zeit etwas Besonderes. Man muss schon bis Gerhard Oppitz zurückgehen, um einen vergleichbaren Fall eines deutschen Senkrechtstarters im Klavierfach zu finden. Und man kann nur wünschen, dass er bei diesem Höhenflug nicht aus der Bahn gerät.

Drei Stichworte habe ich Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, zu Beginn meiner Laudatio auf Alexander Krichel genannt, unter denen wir uns dem Phänomen dieses Pianisten nähern sollten: Freude am Können, Lust am Gestalten, Mut zum Risiko. Es wird Zeit, das ein wenig näher auszuführen, ehe meine Redezeit zu Ende geht. Wer Krichel im Konzert erlebt, etwa mit Schumanns Symphonischen Etüden oder George Enescus überbordender Klaviersonate von 1934, wer ihn von der CD hört mit Mozarts frühem A-Dur-Klavierkonzert oder Chopins „Don Giovanni“-Variationen – denn Krichel kann mehr als nur Liszt, er hat ein umfangreiches Repertoire von Johann Nepomuk Hummel bis Thomas Daniel Schlee –, der empfängt als ersten prägenden Eindruck ein sieghaftes Gefühl der Sicherheit, des Sichverlassen-Könnens auf das spieltechnische Fundament, der puren Freude am handwerklichen Gelingen. So treten Sieger auf.

Dazu gesellt sich, hört man nur ein wenig genauer hin, eine hohe Flexibilität in der Darstellung der musikalischen Charaktere, ein sorgsames Hineinhören in die ganz eigene Klangrede jedes Komponisten, und eine unbändige Lust, mit rein pianistischen Mitteln die „Stimmung“ eines Allegro con spirito oder eines Andante cantabile „herzustellen“. Das meint keineswegs ein romantisches Baden in Sentimentalität oder ein impressionistisches Vernebeln der Konturen, sondern im Gegenteil die gestalterische Fähigkeit, jeder Ausdrucksebene zwischen Anmut und Emphase, jedem Stil zwischen Barock und Moderne die ihm einzig angemessene Klanggestalt zu geben. Wenn man die intellektuelle Klarheit, die ein solches Stilgefühl zur Voraussetzung hat, mit Krichels mathematischer Urbegabung in Verbindung bringen kann, so ist die unendlich nuancenreiche Entfaltung der Klangbilder und Tongestalten, die aus diesem Stilgefühl erwächst, vielleicht seiner Inklinaton zur Wissenschaft von allem Lebendigen, zur Biologie geschuldet.

Es bleibt das dritte Charakteristikum des Krichel'schen Musizierens, der Mut zum Risiko. Krichel ist kein Hasardeur und kein Fanatiker, er spielt weder Mozart auf dem zirpenden Cembalo noch Boulez als Hauptgang nach ein paar Bach-Appetizern. Aber er riskiert eine Menge, nicht nur mit seinem Glauben an das eigene Können, mit seiner Bereitschaft, bis an die Grenzen der physischen Belastbarkeit zu gehen. Krichel denkt konzeptionell, und das ist

in unserem Musikleben, das auf Beliebigkeit setzt und den Mainstream bedient, Risiko genug. Eine Werkfolge wie die auf seiner „Frühlingsnacht“-CD, auf der er Schubert- und Schumann-Bearbeitungen Liszts mit Originalkompositionen von Felix und Clara Mendelssohn und Carl Maria von Weber kombiniert, zeugt ebenso von Kennerschaft, Phantasie und künstlerischer Gewissenhaftigkeit wie das Konzertprogramm, das wir heute Abend von ihm hören werden.

Es umfasst drei Werke, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben: Mendelssohns wohl berühmtestes Klavierwerk, die „Variations sérieuses“, geschrieben auf dem Höhepunkt seines allzu kurzen Lebens; Beethovens Klaviersonate op. 110 in As-Dur, ein rätselhaftes Spätwerk, dessen Ambitus, wie der Pianist Jörg Demus meinte, „von der Unschuld des Anfangs über Zwist und Streit, Klage, Leid und Verzagen zu mutigem Aufschwung durch die Kraft des Geistes“ reicht; und schließlich die „Moments musicaux“ des 23jährigen Sergei Rachmaninow, 1896 aus purer Geldnot geschrieben und dennoch schon auf der Höhe seiner kompositorischen wie pianistischen Mittel. Alexander Krichel begnügt sich nicht mit dem ersten Blick, sein Klavierspiel blickt ins Innere der Werkgestalten und entdeckt – drei grandiose, höchst unterschiedliche und dennoch gleich phantasievolle Final-Kompositionen, Stücke, bei denen das musikalische Schwergewicht auf dem Finale liegt. Bei Mendelssohn ist es, nach 17 Variationen, ein Presto, das aus Teilen der vorhandenen Motive eine gewaltige Steigerung aufbaut, ehe das Werk nach einem virtuoson Zweiunddreißigstel-Lauf in ruhigen d-moll-Akkorden endet. Beethovens Finalsatz ist, wie bei allen seinen späten Klaviersonaten, ein geheimnisvoll kontrastreiches Gebilde, sechsteilig aus Adagio, Fuge und Allegro, das an den berühmten „Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit“ aus seinem Streichquartett op. 132 erinnert. Und wer bei den gewaltigen C-Dur-Eruptionen des letzten der sechs „Moments musicaux“ von Rachmaninow unbeeindruckt bleibt – zumal wenn Alexander Krichel sie mit höchster Kraft und Virtuosität aus dem Flügel herausschleudert –, dem ist nicht zu helfen.

Braucht jemand, der so begabt, so selbstsicher, so erfolgreich die Klavierpodien der ganzen Welt erobert hat, der einen fulminanten Aufstieg hinter sich und eine glänzende Zukunft vor sich hat, braucht so jemand, meine Damen und Herren, einen Förderpreis? Die Antwort soll uns Alexander Krichel selbst geben. Sein Bekenntnis zum „Spaß an der Sache“ hat meine kleine Ansprache eröffnet, sein Geständnis über die Bedeutung des Preises, der ihm nun verliehen wird, soll sie beenden: „Sie können sich nicht vorstellen, wie dankbar ich für die Förderung (und die Auszeichnung in Dortmund) bin! Leider ist es in der Tat so, dass man als junger Künstler auf diese Formen der Aufmerksamkeit immer wieder angewiesen ist. Ansonsten geht man bei der Fülle der Informationen in unserem medialen Zeitalter absolut unter. Zur Zeit kann ich noch nicht sagen, dass ich auf solche Auszeichnungen ‚nicht mehr angewiesen‘ bin. Aber ich bin sehr glücklich und stolz, so positive Befürworter gefunden zu haben. Das stärkt einem sehr den Rücken.“ Sehr geehrter Herr Michalski, stärken Sie ihm den Rücken; lieber Herr Krichel, herzlichen Glückwunsch!

